

Kapitel 5

Weil man erst hier versteht, was Grün ist

Wenn es eine Nationalfarbe Neuseelands gäbe, dann wäre es zweifelsohne Grün. Grün wie die dichten Regenwälder, in denen uralte Kauri-Bäume zwischen (erdgeschichtlich) noch urälteren Baumfarnen aufragen, umrankt von den lianengleichen Luftwurzeln des Rātā-Baums, moosbewachsen und mit bartgleichen Flechten behangen – so geheimnisvoll und mystisch, dass man unwillkürlich an Feen und Kobolde denkt, die sich zwischen den knorrigen Wurzeln und Stämmen verstecken.

Im Whirinaki Forest bei Rotorua, einem der letzten prähistorischen Regenwälder der Welt, wachsen uralte Exemplare von bis zu 60 Meter hohen Rimu, Tōtara oder Mataī-Bäumen. Es ist nicht schwierig, sich vorzustellen, dass schon die Saurier diesen Anblick genossen haben. Noch mystischer geht es im „Goblin Forest“ an den Südhängen des Mount Taranaki zu: Dichte Flechten, Moose und Farne hängen wie Zwergenbärte von den knorrigen Stämmen und Ästen sich windender Kamahi-Bäume, die wiederum auf anderen Bäumen wachsen. Ein Fotografentraum, der bei schlechtem Wetter sogar noch besser wirkt.

Auf der Fahrt durch den vor Nässe triefenden gemäßigten Regenwald an der Westcoast oder im Fiordland der Südinsel – zwei Regionen, die sich dank ihres episch schlechten Wetters bis heute den Zivilisationsbemühungen der Menschen entziehen – erblickt man so unglaublich viele verschiedene Grüntöne und -schattierungen, vom fast weißen Grün der frischen Knospen des Silberfarns bis zum rötlichen Schimmern der hoch aufragenden Rimu-Harzeiben, dass man mit Rot-Grün-Blinden wirklich tiefes Mitleid empfinden muss. Beim Beschreiben der vielfältigen Grüntöne wünscht man sich, Japaner oder Chinese zu sein – deren Sprachen verfügen nämlich über wesentlich mehr Wörter für die feinen Abstufungen von Grün.

Bei Grün denken Neuseelandfans aber ebenfalls, und vielleicht sogar zuerst, an die sanft geschwungenen Hügel, die große Teile der Nordinsel bedecken, die Canterbury Plains und die Otago Peninsula auf der Südinsel prägen. Auch diese changieren in verschiedenen Farbtönen, zwischen verblichenem Erntegelb und dem unvergleichlichen neuseeländischen Sattgrün, je nach der Jahreszeit und dem Regenreichtum eines beliebigen Jahres – und der kann sehr unterschiedlich ausfallen.

Vor allem im Frühjahr sind diese grünen Hügel oft bedeckt mit hübsch kontrastierenden, zarten weißen Tupfern. Das sind natürlich die Millionen von Schafen und ihre Lämmer, für die Neuseeland berühmt-berüchtigt ist (vor allem Australier lieben es, ziemlich zotige Witze über Schafe und Neuseeländer zu erzählen, die hier nicht wiederholt werden sollen). Da das Zusammenspiel von grünen Hügeln und weißen Schafen so typisch für England ist und da diese englische Kulturlandschaft wiederum dem Fantasy-Großmeister J.R.R. Tolkien im Hinterkopf geschwebt haben soll, als er seinen „Herrn der Ringe“ schrieb, gab sich Regisseur

Peter Jackson beim Dreh des gleichnamigen Films im neuseeländischen Matamata besondere Mühe.

Alles musste korrekt aussehen. Dazu gehörten auch die richtigen Schafe – die zwar auf der Schaffarm bei Matamata, welche als Drehort für das Auenland diente, reichlich vorhanden waren, aber eben nicht in der gewünschten englischen Färbung: Weiß mit braunem Kopf sollten sie sein. Nur ein einziges der 13.000 Schafe der Farmer-Familie Alexander durfte schließlich als Darsteller im Film mitwirken. Die Statisten-Hauptarbeit übernahmen Schafe aus England, die extra für diesen Job eingeflogen wurden (wie es mit ihren Karrieren weiterging, ist nicht bekannt).

Auch wenn der Anblick der grünen Hügel, soweit das Auge reicht, nach jahrzehntelangen Werbekampagnen geradezu typisch für Neuseeland steht – so sanft und grasig sieht das Land noch nicht allzu lange aus. Bis zur Ankunft der europäischen Siedler am Anfang des 19. Jahrhunderts waren Nord- und Südinsel noch zu großen Teilen von dichten Wäldern und Feuchtgebieten bedeckt und nichts erinnerte die Neuankömmlinge an ihre alte Heimat in „good old England“.

Zwar hatten auch die Māori, die schon mehrere Jahrhunderte eher aus ihrem Ahnenland Hawaiki hergekommen und sesshaft geworden waren, ihren Anteil am Raubbau der Wälder. Um Felder, Siedlungen und befestigte Forts (die sogenannten „pā“) anzulegen, rodeten sie vor allem auf der Südinsel beachtliche Waldflächen, rodeten den vier Meter großen, flugunfähigen Moa aus und dezimierten die Bestände zahlloser weiterer einheimischer Tierarten, die den von ihnen mitgebrachten Ratten und Hunden keine Verteidigung entgegenzusetzen hatten.

Aber das war nichts gegen den Landhunger und die technische Effizienz der Farmer aus Nord- und Mitteleuropa, die den abenteuerlustigen Walfängern und Goldsuchern folgten und am anderen Ende der Welt ein neues Leben anfangen wollten. Tonnenweise wurden die wertvollen Hölzer aus den undurchdringlichen Wäldern geholt, in riesigen Sägewerken für den Weltmarkt verarbeitet und per Schiff exportiert. Sie begründeten Neuseelands Wirtschaftskraft und machten viele der Siedler zu reichen Leuten.

Für noch mehr und noch besser verkäufliches Holz pflanzte man Pinien und andere Bäume in Monokulturen auf den gerodeten Flächen an. Die können alle zwanzig Jahre per „skyline logging“ effizient geerntet werden, tragen aber zum Artenreichtum und Bodenerhalt nichts bei. Eine Ausnahme bildet nur der Whakarewarewa Redwoods Forest bei Rotorua: Hier wurden vor 150 Jahren hunderte von kalifornischen Redwood-Pinien angepflanzt, dann aber nicht wie geplant abgeholzt. Inzwischen ragen die Stämme kerzengerade bis zu 50 Meter in den Himmel auf und beschatten mit ihren breiten Kronen ein Naherholungsgebiet voller Wander- und Mountainbike-Wege. Seit 2016 kann man sogar aus der Vogelperspektive nach unten schauen: Zwölf Meter über dem Boden spannen sich die Brücken eines „tree walk“ zwischen den Wipfeln (deutsche Ingenieurskunst übrigens).

Einer der letzten großen Wälder Neuseelands, der schon vor Ankunft der ersten Menschen alt war, steht heute noch im Northland bei Hokianga: Der Waipoua Forest ist Heimat der größten und ältesten noch lebenden Kauri-Bäume, die den Māori heilig sind. Tāne Mahuta, der „Gott des Waldes“, soll 1.500 Jahre alt sein und ragt mit mehr als 50 Metern wie ein solcher über den Baumkronen auf.

Noch nie habe ich mich so klein gefühlt wie auf der hölzernen Plattform vor dem riesigen Kauri, die einer Art Altar gleichkommt. Hat das Auge aus dem Durcheinander von Blättern, Zweigen und Stämmen des Urwalds den gewaltigen, fast 15 Meter umfassenden Stamm mit der typischen, beinahe weißen, geschuppten Rinde herausgeschält, fällt automatisch die Kinnlade herunter. Die immergrüne Baumkrone ist von hier unten nur zu erahnen.

Wie traurig ist es da zu wissen, dass noch vor 100 Jahren Kauri-Exemplare bekannt waren, deren Stämme die doppelte Dicke erreichten – und wie tragisch sind Vorfälle wie der Sturm von 2007, bei dem ein ähnlicher Baumgigant, Te Matua Ngahere, seine Krone verlor, wodurch er wohl hunderte Jahre eher sterben wird. Die jahrtausendealten Giganten der Wälder findet man heute nur noch in vereinzelt Enklaven auf der Nordinsel. Und obwohl sie geschützt und gehütet werden wie der Heilige Gral des neuseeländischen Nationalgefühls, sterben sie jämmerlich dahin: Ein mysteriöser Pilz, „Kauri dieback“ genannt, nistet sich in den Wurzeln der Baumriesen ein und bringt sie von innen zum Absterben – allen Schutzbemühungen zum Trotz.

Die Māori hatten ein halbes Jahrtausend gebraucht, um fast die Hälfte der neuseeländischen Wälder zu vernichten. In knapp 150 Jahren schafften die „Pākehā“ (Neuseeländer ohne Māori-Wurzeln) den Rest. Heute ist nur noch etwa ein Viertel der Fläche Neuseelands bewaldet und der Wald hat schlechte Karten. Daran ist nicht zuletzt die „Nemesis“ der neuseeländischen Flora und Fauna schuld: das Possum, auch bekannt als Fuchskusu und nicht zu verwechseln mit dem amerikanischen Opossum.

Ursprünglich als Pelzlieferant aus Australien eingeführt, fühlte sich das Possum ohne natürliche Feinde sehr wohl in Neuseeland. Inzwischen sind geschätzte 80 Millionen von ihnen im Land unterwegs, immer hungrig. Ihrem Erzfeind, den sie unerbittlich jagen und auf den Kopfprämien ausgesetzt sind, unterstellen die Neuseeländer eine enorme Vernichtungskraft: Bis zu 21.000 Tonnen an Blättern und jungen Trieben vertilgen die etwa 50 Zentimeter großen, plüschweichen und knopfäugigen Beuteltiere jede Nacht und sind damit verantwortlich für das großflächige Sterben der einheimischen Pohutukawa-Bäume (mehr über den puscheligen Bösewicht lesen Sie im Kapitel „Was krecht und fleucht“).

Um Ackerland zu gewinnen, wurden bis heute 90 Prozent aller Sumpfbereiche in Neuseeland trockengelegt. Die Mangrovenwälder, die eigentlich typisch für viele Küstenregionen der Nordinsel sind und hier seit Jahrtausenden wachsen (nirgendwo sonst auf der Welt wachsen so weit südlich überhaupt Mangroven!), erblickt man heute nur noch in den Brackwasserzonen der Bay of Islands, im Hokianga Harbour oder in Whangarei. Und die Weideflächen, auf denen Millionen Milchkuhe, Schafe und auch Rotwild für den Export

gezüchtet werden, breiten sich immer noch aus. Die Farmer Neuseelands, vor allem die Milchbauern, haben eine starke Lobby.

Die grünen Hügel scheinen ungehindert zu wachsen. Dabei sind sie eigentlich ziemlich empfindlich. Das Gras, das hier wächst, stammt überhaupt nicht aus Neuseeland – genauso wenig wie der Klee und die Lupinen, die im Frühjahr so herrlich bunt blühen. Es ist so anspruchsvoll und so wenig für den hiesigen Boden geeignet, dass es alle 20 Jahre neu angesät werden muss.

Dazu trägt natürlich auch die intensive Belastung durch Überdüngung und die vielen Hufe bei. Wo die Wurzeln einheimischer Bäume oder das robuste, büschelige Tussock-Gras des Hochlands den dünnen Mutterboden beisammenhielten, genügt nun schon eine typisch neuseeländische Regenfront, um ihn großflächig fortzuspülen. Die Folge sind die „slips“, deren Spuren man auf einem Roadtrip häufig begegnet und die im schlimmsten Fall binnen Sekunden einen ganzen Highway-Abschnitt wegreißen können.

Die grünen Hügel, so hübsch sie auch aussehen mögen, sind also eigentlich ziemlich problematisch. Zum Glück gibt es überall im Land Initiativen, die man auch als Durchreisender mit Geld und/oder Tatkraft dabei unterstützen kann, dass es in Neuseeland zukünftig weniger grünhügelig und mehr grünwaldig aussieht.

Neben Vorzeige-Umweltaktivisten wie Barry Brickell (der bis zu seinem Tod im Jahr 2016 die „Driving Creek Railway“ auf der Coromandel Peninsula betrieb und dort tausende einheimische Bäume pflanzte), Sir Edmund Hillary oder Geoff Moon engagieren sich viele „ganz normale“ Menschen für den Erhalt von Neuseelands einzigartiger Natur. Der Aufstieg des Kiwi, eines bei Licht betrachtet ziemlich hässlichen und unbeholfenen Laufvogels, zum Nationalsymbol ist symptomatisch für die enge Verbindung und die Verantwortung, die heute viele Neuseeländer für ihre (Wahl-) Heimat empfinden.

Das Mindeste, was man als Gast in Neuseeland tun kann, ist lernen: In den Botanischen Gärten überall im Land wachsen noch Bäume, die andernorts selten geworden sind, wie Kahikatea (die Warzeneibe), Matai oder Tōtara. Oder man besucht das Kauri-Museum in Matakōhe im Northland, wo die wechselvolle Geschichte eines der weltweit ältesten und größten Bäume gezeigt wird. Oder man bewundert die wiederhergestellte Artenvielfalt im „Zealandia“-Park bei Wellington oder auf dem umzäunten Berg der „Maungatautari Ecological Island“ südlich von Cambridge...

Der Erfolg der vielen kleinen Graswurzel-Projekte (was für ein Wortspiel!) zeigt, dass es möglich ist, Neuseelands ursprüngliche Natur zu retten – noch. Ob sich Neuseeland meinen Kindern und Enkeln als grünes, baumloses Grasland oder als lebendiger grüner Wald präsentieren wird? Ich bin gespannt.